



Diskutierten am Nachmittag (v.l.n.r.): Benedikt Angermeier, Social Media Constructor beim BR, Katja Auer, Teamleiterin Bayern der SZ, Florian Ertl, stellvertretender Chefredakteur der Münchner Kirchenzeitung, Veronika Wawatschek, Autorin beim BR.

Krisen sind oft Momente der Reflexion und des Neuanfangs. Das ist keine neue Einsicht. Genauso wenig wie die Klage von Journalist*innen, Zeitungsverlagen und Fernsehsendern, dass sie sich in der Krise befänden. Sinkende Abonnementzahlen, weniger Werbeanzeigen, eine schleppende Digitalisierung, Hasskommentare auf Facebook, der „Lügenpresse“-Vorwurf und schließlich die Corona-Pandemie. Interessanter als diese abstrakten Problembeschreibungen ist die Frage, was das

Nach langer Zeit der Online-Meetings endlich wieder in Präsenz.

„Von heute auf morgen sitze ich im Home-Office – ein Wort, das ich bis dahin nicht kannte“, so erinnert sich Florian Ertl, stellvertretender Chefredakteur der *Münchner Kirchenzeitung*, an den März 2020. Corona veränderte aber nicht nur die Arbeitsweise in Redaktionen, sondern bescherte ihnen auch inhaltliche Sorgen. Einige seiner Leser*innen würden Corona als Strafe Gottes wahrnehmen, befürchtete Ertl zu Beginn der Pandemie. Er reagierte

mit einem theologischen Interview mit dem Benediktiner-Abt Johannes Eckert, der diese Interpretation zurückwies. Es sei anmaßend zu behaupten, die Meinung Gottes zu kennen.

Mit einem einzelnen Artikel kommen Journalist*innen, die für

kaum noch hinterher. Neben konstruktiven Fragen wurden Links zu Webseiten mit Verschwörungserzählungen geteilt oder mit „Kotzsmileys und Kackhaufen“ kommentiert, sagt Veronika Wawatschek, die als Autorin auch für den BR arbeitet. Der Ton der Kommentare sei während der Corona-Pandemie noch schärfer geworden als im Jahr 2015, als viele Geflüchtete nach Deutschland kamen.

Dass so viele Menschen auf Artikel, Videos und Podcasts reagieren, sei grundsätzlich ein gutes Zeichen, sagt Katja Auer in einem vertiefenden Gespräch in kleinerer Runde. Sie ist als Teamleiterin bei der *Süddeutschen Zeitung* dafür verantwortlich, welche Themen auf die Bayernseiten kommen. „Die Corona-Pandemie war vielleicht nicht wirtschaftlich, aber journalistisch ein Glücksfall!“ Das höre sich zwar zynisch an, aber Journalist*innen konnten zeigen, was ihre Arbeit ausmacht: Fakten prüfen, Nachrichten einordnen und damit in einer komplexen Situation verlässliche Informationen und Orientierung bieten. Die Nachfrage nach seriösem Journalismus sei enorm gestiegen. Die Verantwortlichen für die Homepage „waren glücklich und konnten Seitenaufrufe verzeichnen, die sonst nur Katzenvideos haben“.

Doch auch die SZ müsse mit Hasskommentaren umgehen. Man habe den Anspruch, auf alle Mails zu antworten. Oft entschuldigten sich Leser*innen für ihre beleidigende Sprache und Anschuldigungen, wenn man sie darauf anspreche. Vieles werde im Affekt geschrieben. Aber es gebe Grenzen: „Alles, was straffällig ist, wird angezeigt“, sagt Auer. Auch intern habe sich einiges geändert. „Die Süddeutsche ist struktu-

Medien in der (Corona-) Krise

Gäbe es den Journalismus nicht, man müsste ihn erfinden.

im Alltag für Medienschaffende und ihre Rolle in der Gesellschaft bedeutet. Was also ist zu tun?

Antworten darauf wurden am 5. November 2021 in der Katholischen Akademie gesucht. Die Tagung fand in Zusammenarbeit mit der katholischen Journalismusschule ifp während ihres Jahrestreffens statt und bot somit die Möglichkeit, mit Münchner Gästen als auch unter (jungen) Journalist*innen Erfahrungen auszutauschen. Der Nachmittag begann mit einem kurzen Podiumsaustausch und anschließenden vertiefenden Gesprächen in Gruppen.

Social-Media-Redaktionen arbeiten, nicht weit. Benedikt Angermeier entwickelt und betreut verschiedene digitale Formate für den *Bayerischen Rundfunk*. Die Reichweite und hohe Klickzahlen, die sich alle Redaktionen wünschen, wurden in der Coronazeit zur Herausforderung, sagt er. Die Videos des BR wurden als besonders vertrauenswürdige Informationsquellen von YouTube eingestuft und landeten bei den Suchergebnissen ganz oben.

Unter den Videos häuften sich die Kommentare. Die Mitarbeiter*innen des BR kamen mit der Moderation



Workshops bildeten am Nachmittag den Schwerpunkt. Eine Runde um Katja Auer traf sich im Viereckhof zur Diskussion.

rell eher ein Tanker als ein Schnellboot“, sagt Auer. Corona habe einen Digitalisierungsschub ermöglicht, der sonst Jahre gedauert hätte. Einigen ihrer Mitarbeiter*innen gefalle es allerdings so gut im Home-Office, dass sie sich inzwischen überlegen müsse, wie „die Wiedereingliederung am Arbeitsplatz“ klappen könne. Denn alles Kreative, wie die Suche nach Themen, funktioniere im direkten Austausch immer besser.

Den direkten Kontakt zu unterschiedlichen Menschen mit verschiedenen Meinungen hat Veronika Wawatschek in der Corona-Berichterstattung vermisst. Sind Journalist*innen daher mit verantwortlich für die gespaltene Gesellschaft? Ja, glaubt sie. Insbesondere in der ersten Welle habe man zu wenige Kritiker*innen der Maßnahmen zu Wort kommen lassen und Pressekonferenzen etwa der Staatskanzlei direkt gestreamt. „Da fehlt die

journalistische Einordnung“, meint Wawatschek. Dass man zu Beginn der Pandemie vieles noch nicht einschätzen konnte und auch Journalist*innen Angst hatten, bemerkt ein Teilnehmer. Anfangs hätten Redaktionen ihre Verantwortung bei der Bekämpfung der Pandemie gespürt und seien häufig mit dem Erklären von Regeln und wissenschaftlichen Zusammenhängen beschäftigt gewesen. „Haben wir dadurch genügend Fragen an die Politik gestellt?“, erwidert Wawatschek: „Nein!“

Der Krisenmodus habe Journalist*innen blind für Kritik an Regierungshandeln gemacht und leisere Zwischentöne überhört. In vielen Redaktionen würden Zweifel und Sorgen von Menschen mit dem Verweis auf „Querdenkererzählungen“ nicht ernst genommen. „Wo waren die Geschichten der Kneipenbesitzer oder der Alleinerziehenden, die berechnete Ängste hatten?“, fragt sie.

Diese Beiträge habe es gegeben, sagt eine Teilnehmerin, vielleicht seien sie untergegangen in den vielen Schlagzeilen. Redaktionen müssten künftig stärker auf eine Vielfalt von Schlagzeilen, Eilmeldungen und Geschichten achten sowie sehr deutlich Nachrichten und Meinungen trennen, so Wawatschek.

An einer breiteren Bestandsaufnahme zur Lage des Journalismus versuchen sich am Abend Georg Mascolo, Leiter des Rechercheverbands von NDR, WDR und SZ, Marie Eickhoff, Wissenschaftsjournalistin bei „Quarks“ (WDR) und Elisabeth Gamperl, Chefin

Bei der Corona-Berichterstattung haben die Medien unter Umständen den Fehler gemacht, zu wenige Kritiker*innen der Maßnahmen zu Wort kommen lassen.

vom Dienst Digitales Storytelling bei der SZ. Georg Mascolo steigt optimistisch in die Podiumsdiskussion ein. Guter Journalismus könne die Welt besser machen. „Wir hoffen, all diejenigen kontrollieren zu können, die Macht ausüben“, sagt er. Die Enthüllungen der Whistleblowerin Frances Haugen zu den Arbeitsweisen von Facebook oder die Recherchen zur privaten Spionage-Software Pegasus würden das eindrücklich zeigen. Damit



Mehr als 200 Journalist*innen waren in die Akademie gekommen und füllten den Vortragssaal bei der abendlichen Podiumsdiskussion.

Gerade junge Menschen stoßen erst über Social-Media auf journalistische Formate, nützen diese dann aber auch, um sich ihre eigene Meinung zu bilden.

diese Recherchen weiterhin sicher stattfinden können, müssten Informant*innen vor allem in Deutschland besser geschützt werden.

Ziemlich ungefährlich sei es, in einer Wissenschaftsredaktion zu arbeiten, sagt Marie Eickhoff. Sie freue sich, dass durch die Corona-Pandemie Redaktionen und Zuschauer*innen die Wissenschaftsressorts stärker wahrgenommen hätten. Ihre Aufgabe sei es, „alles einfacher“ zu erklären. Man dürfe nichts voraussetzen und müsse Begriffe wie auch Methoden wissenschaftlichen Arbeitens erklären. „Es gibt in der Wissenschaft eine Wahrheit, an die man sich annähert“, sagt sie. Wie dieser Erkenntnisweg aussehe, müsse man aber erläutern.

Wie man Geschichten besser digital erzählen kann, das ist die Aufgabe von Elisabeth Gamperl bei der SZ. Dort arbeiten die Digital-, Recherche- und Datenressorts eng zusammen, um große Geschichten verständlich und nutzerorientiert aufzubereiten. Dort würde man vieles ausprobieren und auch wieder verwerfen. Dabei sei es ein Vorteil,


dass man digital die Nutzungszahlen direkt einsehen könne. Eine Angst sei aber unberechtigt: „Dass wir deswegen nur Clickbait-Katzengeschichten machen.“ Gerade die Pandemie habe gezeigt, dass es ein großes Bedürfnis nach Qualitätsjournalismus gebe und auch lange Geschichten gelesen würden. Eine der meistgelesenen SZ-Geschichten sei ein langer visuell aufbereiteter Artikel zu den Corona-Zahlen.

Gerade am Anfang der Pandemie hätten Redaktionen viel Wissen vermittelt und wenig geurteilt, sagt Georg Mascolo. Dabei habe ihm der globale Blick gefehlt: Wie gehen andere Länder mit der Krise um? Wie verteilen wir den Impfstoff gerecht? Er warnt vor einer zu kleinteiligen Berichterstattung und immer neuen Aufregern. „Wenn man sich abends nicht daran erinnern kann, was man morgens gelesen hat, spricht das dafür, dass es schon da unwichtig war.“

Dabei müsse man sich immer die Frage stellen, wie man die Menschen erreiche. Sowohl diejenigen, die das Vertrauen in klassische Medien verloren haben, als auch diejenigen, die nur über YouTube, TikTok, Instagram oder Facebook an Nachrichten kommen. Journalist*innen wüssten, dass es Menschen gebe, die sehr skeptisch seien, sagt Georg Mascolo, „aber wir haben uns sehr bequem eingerichtet.“ Es brauche eine größere Quellentransparenz, Fehlerkultur und einen schärferen Medienjournalismus, der auch die Probleme der Medien selbst anspreche. Dazu ge-

höre auch, sich zu fragen, auf welchen Plattformen man dabei sein möchte. „Man darf sich nicht zum Sklaven der Kanäle machen, darf sie aber auch nicht ignorieren“, sagt Elisabeth Gamperl. Die Wissenschaftsjournalistin Marie Eickhoff weist darauf hin, dass gerade junge Menschen erst über Social-Media auf journalistische Formate stoßen und sie dann auch nutzen würden, um sich ihre Meinung zu bilden.

Was ist also vor allem für junge Journalist*innen zu tun nach dieser Debatte? „Ich bin gegen die eierlegende Wollmilchsau“, sagt Elisabeth Gamperl. Man müsse nicht alles können, sondern solle das machen, was einem Spaß mache und in dem man gut sei. Egal wo man arbeite, „passt auf euch auf und lasst euch gut bezahlen“, betont Marie Eickhoff. Georg Mascolo erinnert an die eigenen Ideale: Journalist*innen müssten unbestechlich, offen und fair bleiben. „Und wenn es in diesen Zeiten unseren Beruf nicht gäbe, müsste man ihn erfinden!“ ■

 Eine ausführliche Dokumentation des abendlichen Podiumsgesprächs finden Sie als Video auf unserem YouTube-Kanal sowie im Dokumentationsenteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Video. (Sie finden das Video auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Stichwortsuche.)



Das Podium am Abend (v. l. n. r.): ifp-Studienleiter Burkhard Schäfers moderierte das Gespräch mit der Wissenschaftsjournalistin Marie Eickhoff (WDR), Georg Mascolo (Rechercheverbund NDR, WDR, SZ) und Elisabeth Gamperl vom Digital-Ressort der SZ. Rechts: Felicia Klinger ist Absolventin des ifp, arbeitet als freie Journalistin und ist Autorin dieses Berichts über die Veranstaltung.